

GABLED HOUSE ROMANTIC EDITON

# DAS LÄCHELN DES FALKEN



PFAD DER HOFFNUNG



SABINE REIFF



Sabine Reiff

DAS LÄCHELN DES FALKEN

*PFADE DER HOFFNUNG*

Roman

Leseprobe

## ÜBER DIE AUTORIN

Sabine Reiff ihre Historical Romance Romane. Sie wurde 1968 geboren, ist verheiratet und lebt in der Nähe von Stuttgart. Wann immer es ihre Zeit zulässt, widmet sie sich dem Schreiben romantischer Romane für junge Erwachsene.

Weitere Bücher von Sabine Reiff:

*Dämonendämmerung - Die Auserwählte*

Als Taschenbuch und eBook sind auf Amazon erhältlich.

*Für Armin*

Leseprobe | Juli 2013  
Copyright © Sabine Reiff , Juli 2013  
Gabled House Romantic Edition  
Neue Straße 40, 74369 Löchgau

Covergestaltung: Sabine Reiff  
Unter Verwendung von Fotos von hannesj und  
Butch, fotolia.com  
Satz und Layout: Sabine Reiff

Alle Rechte vorbehalten.

ISBN:  
ISBN-13:

## ❧ 1. KAPITEL ❧

2. März 1723, Fort George, Massachusetts

*Sie sind da.*

*Hart und erbarmungslos dringt der Takt der Militärtrommeln bis in die Tiefen meines Kerkers hinab. Jeder einzelne Trommelwirbel hallt wie ein Peitschenschlag in meinen Ohren und erfüllt mich mit Schmerz. Angesichts dessen was mich erwartet, wünschte ich, mein Verstand wäre so leer wie dieser trostlose Raum, in dem ich seit Monaten gefangen gehalten werde.*

*Ich wünschte, ich könnte gedankenlos die klammen Wände anstarren, den Wassertropfen zusehen, wie sie auf dem moosigen Bewuchs der Felsen ihre feuchten Spuren hinterlassen und mich bedingungslos in mein Schicksal ergeben. Leider muss ich feststellen, der menschliche Geist geht seine eigenen Wege.*

*Ich weiß, es kann nicht mehr lange dauern, bis sie mich holen, und ich nütze die mir verbleibende Zeit, um die letzten Zeilen in dieses Buch einzutragen.*

*Bis vor wenigen Tagen hatte ich noch auf eine Begnadigung gehofft, nun ist die Endgültigkeit mein Schicksal geworden. Ich spüre die Kälte, die meinen Körper und mein Herz bei dem Gedanken erfüllt, was mir bevorsteht, sollte ich London lebend erreichen. Die Frage, ob es geschieht stellt sich nicht mehr. Offen ist nur noch das Wann, denn das Ende meines Lebens ist besiegelt.*

*Die Anklage, die sie gegen mich vorbringen, lautet auf Hochverrat an der britischen Krone und Kollaboration mit verschwörerischen Elementen. Sogar der Tag meiner Hinrichtung steht be-*

*reits fest. Es ist der 28. Juli in diesem Jahr. Drei Tage vor meinem zweiundzwanzigsten Geburtstag. Ich fühle das bittere Lächeln, das sich in dieser Sekunde auf mein Gesicht stiehlt, schließlich ist es kein Geheimnis, was mit Hochverrätern geschieht. Sie werden gehängt, ausgeweidet und gevierteilt. Hängen und Ausweiden endet nicht immer mit dem sofortigen Tod, so sehen manche Delinquenten, sogar ihre eigenen Eingeweide im Feuer verbrennen, bevor ihr Herz endlich seinen Dienst einstellt. Und die Henker Londons gelten als wahre Meister ihre Fachs.*

*Ich habe Angst. Aber noch größer als die Furcht davor, wie mein eigenes Leben zu Ende gehen wird, ist die Ungewissheit, was mit denen passiert, die ich am heutigen Tag in der Gefangenschaft dieses Forts zurücklasse und die ich liebe, meinen Vater, Alastair McDonnell, und meine beiden Brüder, Willeam und Columban.*

*Ich werde sie nie wiedersehen.*

*Ich werde nie wieder ihre vertraute Nähe spüren, und das bereitet mir wahren Schmerz.*

*Möge der Allmächtige sie in dieser gottverlassenen Welt beschützen und ihnen mein Schicksal ersparen. Und wenn er schon ihren Tod verfügt, dann bete ich darum, dass er schnell und schmerzlos über sie kommen soll.*

*Ich höre Schritte, die sich meiner Zellentür nähern. Meine Zeit ist gekommen ...*

Ich legte den Bleistift zwischen die Seiten und schlug das in Leinen gebundene Büchlein zu. Meine Finger zurrten mit fiebernder Hast an dem Lederband, welches Umschlag und Seiten zusammenhielt, und verknoteten die beiden Enden. Dann wurde von außen der Schlüssel ins Schloss gesteckt, mit einem metallischen Klacken sprang die Verriegelung auf.

Ich ließ das Tagebuch in den Ausschnitt meines Kleides gleiten und drückte es soweit in Richtung meiner Hüften hinab, bis es nicht mehr zu erkennen war. Ich richtete noch einmal meinen Rock, gleich darauf öffnete

sich auch schon die schwere Eichentür mit dem vertraut melancholischen Quietschen, das an diesem Frühlingsmorgen noch unheilvoller klang.

„Gwenyth Mary McDonnell, seid Ihr bereit?“, fragte die weiche Stimme Adam Grants hinter meinem Rücken. Er war der Militärarzt des Forts.

Nein, natürlich ich war nicht bereit.

Ich drehte mich um und nickte trotzdem.

## ❧ 2. KAPITEL ❧

*An Bord des britisches Kriegsschiffes HMS Aberdeen.*

Seit Wochen harrte ich nun im Frachtraum der *Aberdeen* in meinem Gefängnis aus. Einem sechs mal sechs Fuß messenden Eisenkäfig, der kaum groß genug war, um mich der Länge nach auszustrecken. Wenigstens hielten sie es in der Zwischenzeit nicht mehr für nötig, mich an den Gitterstäben festzubinden. Offensichtlich waren sie zu dem Entschluss gekommen, dass von einer einzelnen, halbverhungerten Frau keine allzu große Gefahr ausging.

Das diffuse Zwielficht der Öllampen, der beißende Gestank nach Fäkalien und Fäulnis, gepaart mit knapp bemessenen Essensrationen benebelte meinen Verstand und hatte mir im Laufe der Zeit nahezu jedes Verständnis für Tag und Nacht geraubt. So vermochte ich auch nicht abzuschätzen, wie lange das Unwetter da draußen tatsächlich schon sein Unwesen trieb.

Eine Stunde oder zwei, vielleicht dauerte es bereits einen halben Tag ... Im Grunde war es ohne Bedeutung.

Der Sturm wirbelte den großen Viermaster wie ein Spielzeug herum, warf ihn von einer Seite auf die andere, veranlasste meinen Magen zur Rebellion und entlockte mir trotz heftiger Gegenwehr die Überreste meiner letzten kargen Mahlzeit. Ein ohrenbetäubender Donner ließ mich zusammenzucken und brachte das Schiff bis in die letzte Planke zum Erzittern. Wellen

prallten hart gegen die Bordwände und erschütterten die *Aberdeen* ein weiteres Mal in ihren Grundfesten. Ich konnte mich täuschen, denn mit den Wochen in Einsamkeit und Dunkelheit hatte sich mein Verständnis für die Realität in der Hoffnungslosigkeit verloren, trotzdem spürte ich wie der Sturm stetig zunahm. Das Unwetter wütete nun mit solch grausamer Kompromisslosigkeit, als bereitete er sich darauf vor, alles Leben auf Erden in einer einzigen gewaltigen Flutwelle zu verschlingen. Der Lärm um mich herum schwoll weiter an. Eine neuerliche Welle erfasste das Schiff und riss mich nieder. Wasser schoss in einer riesigen Fontäne die schmale Holzterrasse hinunter und flutete über das Deck.

Meine Finger umklammerten noch fester die Gitterstäbe meines Gefängnisses; ich wollte vermeiden, noch einmal zu stürzen.

Wieder ertönte ein Donnern, das durch Mark und Bein ging. Wieder kränkte das Schiff unter der Last des Sturms, und wieder rauschten Unmengen an Meerwasser die Treppe hinab. Ungläubig starrte ich auf die träge hin und her schwappende Brücke, die mittlerweile bis auf die Höhe meiner Knöchel angestiegen war.

Es war seltsam, obwohl der Untergang der *Aberdeen* für mich feststand, gelang es mir nicht, mir mein eigenes Ende auszumalen. Anstatt panischer Angst erfasste mich eine tiefe Zufriedenheit. Vielleicht war es sogar besser, hier und jetzt, wie ein Stück Vieh zu ersaufen als in wenigen Wochen in *Tyburn* öffentlich als Hochverräterin hingerichtet zu werden. Auf diese Weise blieb mir wenigstens ein langer und mit Sicherheit qualvoller Tod erspart.

Meine Gedanken verselbstständigten sich. Die Zufriedenheit, die mich bis schützend umschloss, zerfiel wie brüchiges Papier, und die Szenerie meiner bevorstehenden Hinrichtung erwachte. Die Anfeuerungsrufe der gaffenden Menge verschmolzen mit dem Heulen des Sturms zu etwas Übermächtigem, das Panik in mir aus-

zulösen drohte. Verzweifelt suchte ich nach dem rettenden Strohalm, der meinen Gedanken Halt bot.

Ich konzentrierte mich auf meine Heimat, versuchte die schönen Tage in meine Erinnerung zu rufen, als meine kleine Welt noch in Ordnung war, doch es gelang mir nicht. Statt blühender Wiesen, sah ich die Soldaten, wie sie in der Morgendämmerung in unser Haus eindrangen, mich und meine Lieben aus dem Schlaf rissen, unser Vieh beschlagnahmten und das, was einmal unser Heim war, in Flammen aufgingen ließen.

Verräter brauchten keinen Besitz.

Uns war nichts geblieben. Keiner von uns besaß auch nur noch einzigen lausigen Penny, aber Geld war die Grundvoraussetzung, wenn man im Gefängnis überleben wollte.

Wie sollte ich mir, mittellos wie ich war, anständige Verpflegung leisten? Womit sollte ich die Wärter bestechen, damit ich vor deren Misshandlungen sicher war?

Ich lächelte ebenso bitter wie ernüchert: Absaufen war im Vergleich dazu keine schlechte Alternative. Vor allem ging es schnell. Ich musste nur den Mut finden, den Kopf unter Wasser zu halten und in einem tiefen Atemzug das Salzwasser in meine Lungen strömen lassen ...

Es klang so erschreckend einfach.

Erneut schlug eine Welle gegen den Rumpf des Schiffs. Die *Aberdeen* ächzte unter dem Druck der Wassermassen, die sie niederzuringen versuchten. Sie schaukelte einige Male hin und her, dann konnte den Naturgewalten nicht länger standhalten, ruckartig legte sich das Schiff auf die Seite.

Mit aller Kraft klammerte ich mich an den glitschigen Gitterstäben fest und stemmte meine Füße so fest gegen die Planken, dass die Sohlen schmerzten.

Einen Wimpernschlag später zeriss das Splittern von Holz das Heulen des Sturms. Danach herrschte für die Länge eines unerträglich langen Atemzuges Stille.

Beängstigende Stille. Todesstille.

Ein schabendes Geräusch ließ mich aufhorchen. Etwas Schweres glitt über die Holzplanken des Kanonendecks über mir. Zuerst hörte es sich träge an, allmählich wurde der Gegenstand immer schneller, bis er schließlich mit einem dumpfen Knall auf der gegenüberliegenden Seite zum Stehen kam.

Abermals erfasste eine Welle das Schiff. Die Wucht ihres Aufpralls war diesmal so stark, dass meine Hände an den schlüpfrigen Eisenstäben den Halt verloren. Ich stürzte, meine Knie schlugen hart auf dem Boden auf, und ich schlitterte über die schmierigen Planken.

Wieder ertönte das unheilvolle Poltern. Diesmal klang es lauter und aggressiver und endete in einem markerschütternden Krachen. Einen Moment bebte jedes Stückchen Holz auf dem Schiff. Plötzlich war ich mir sicher, in Kürze würde die *Aberdeen* in zwei Teile zerbrechen. Instinktiv legte ich meine Arme über den Kopf, um mich vor den herabstürzenden Trümmern zu schützen. Aber statt Tonnen an Holz, prasselten Unmengen an Wasser zwischen den Holzbrettern auf mich herab.

Mein Oberkörper schnellte in die Senkrechte. Ohne auf meine schmerzenden Knie zu achten, sprang ich auf die Beine. Ich drehte mich um, presste meinen Rücken gegen die eisernen Grenzen meines Gefängnisses und startete in das trübe Wasser. Innerhalb weniger Lidschläge war es um ein weiteres Fuß gestiegen.

Gerade eben hatte ich im Ertrinken noch die Erlösung gesehen, nun musste ich feststellen, dass es mir nicht gelingen würde, weil ich an meinem Leben hing. Mochte es auch noch so erbärmlich und ausweglos sein, ich wollte nicht sterben. Nicht hier, nicht heute und auch nicht in England.

Hastig strich ich die nassen, hellen Locken aus meinem Gesicht. Entsetzen machte sich in mir breit, denn die dreckige Brühe umspülte bereits meine Knie. Die Wassermassen hatten auch den Latrineneimer umgeris-

sen und die unverdaulichen Reste meiner letzten Mahlzeit entbunden. Gerade flüchteten sie mit spöttischer Leichtigkeit zwischen den Eisenstäben hindurch in die Freiheit des Frachtraums, um mir die Hoffnungslosigkeit meiner Situation noch erbarmungsloser vor Augen zu führen. Ich wollte um Hilfe schreien, doch die aufkeimende Panik machte meine Kehle eng. Alles was ich hervorbrachte, war ein leises Krächzen, das im tosenden Sturm niemand außer mir hörte.

In einem verzweifelten Versuch endlich freizukommen, rüttelte ich an den Gitterstäben. Das Ergebnis waren dicke Blasen an den Fingern und die bittere Erkenntnis, dass ich in der Falle saß. Jeder weitere Befreiungsversuch würde mich nur wertvolle Kraft kosten. Mehr nicht.

Ich zwang mich zur Ruhe und sah mich um. Mittlerweile stieg das Wasser langsamer, dafür herrschte auf den Decks über mir heilloses Chaos. Eine Vielzahl an Stimmen brüllte durcheinander. Ich wusste zwar nicht, was geschehen war, aber ich hatte das Krachen und Splintern gehört und zweifelte ich nicht daran, dass unsere Lage überaus ernst war.

Angestrengt lauschte ich in die urgewaltige Geräuschkulisse. Einzelne Wortfetzen drangen an mein Ohr, den Rest verschluckte das Rauschen der See. Dann endlich übertönte Commander Fairwicks kräftige Stimme das Heulen des Sturms. Und was er sagte, ließ einen Funken Hoffnung in mir aufglimmen.

„Bringt die Gefangene aufs Oberdeck!“, befahl er.

Augenblicke später polterten schwere Stiefelabsätze über die Treppe. Zwei rotberockte, vom Regen völlig durchnässte Soldaten eilten zu meiner Zelle und schlossen die Tür auf. Der Jüngere packte mich grob am Arm.

„Mitkommen“, bellte er.

„Was ...“

„Halt´s Maul, Weib, sonst lassen wir dich hier untern doch ersaufen“, fiel mir der Ältere ins Wort.

Ungeachtet meiner aufgeschlagenen Knie, schleiften sie mich in Richtung der Treppe. Wieder kränkte das Schiff. Ich rutschte auf der nassen Stufe aus, ein un-nachgiebiger Griff in mein Haar verhinderte, dass ich fiel.

„Au“, rief ich, während ich versuchte, meinen Kopf aus dem schmerzhaften Griff zu winden. Der Soldat ignorierte meine Unmutsäußerung und zeigte auch sonst keine Spur von Mitleid, sondern krallte er sich noch fester in mein Haar. Die beiden Soldaten zogen mich die steile Treppe zum Kanonendeck hinauf.

Oben angelangt blieb ich stehen. Meine Bewacher drängten mich weiter, trotzdem gelang es mir, einen Blick ins Innere des Decks zu erhaschen. Was ich sah, ließ mir Blut in meinen Adern gefrieren.

In der Backbordwand der *Aberdeen* gähnte ein riesiges Loch, das an das zahnbewehrte Maul eines Raubtieres erinnerte. Allem Anschein nach hatte sich eine der Achterkanonen aus ihrer Vertäuung gerissen, war über das Deck geschleudert und hatte die Bordwand durchschlagen.

„Da gibt’s nichts zu glotzen!“ Der jüngere Soldat stieß mir grob die Faust in dem Rücken, um seiner Forderung Nachdruck zu verleihen.

Meine Bewacher zerrten mich eine weitere schlüpfrige Holzterasse hinauf, dann stand ich auf dem Oberdeck. Schützend kniff ich die Augen zusammen, denn selbst das trübe Licht des bleigrauen Regenhimmels blendete mich nach der wochenlangen Finsternis im Schiffsbauch.

Commander Thomas Farwick streifte mich mit einem leidenschaftslosen Blick. „Bindet die Gefangene an den Kreuzmast und passt auf, dass sie nicht über Bord geht“, befahl er.

„Aye, Sir.“ Die beiden Uniformierten schleiften mich unsanft in Richtung des Hecks.

„Hinsetzen!“, befahl der Ältere, während mir der Jün-

gere routiniert die Fesseln um meine Handgelenke legte. Er befestigte die Seilenden am Mast, abschließend überprüfte er sein Werk und nickte selbstzufrieden.

Er deutete mit seinem Kopf in den Wolken verhangenen Himmel. „Da werden deine edlen Gewänder gleich noch ein bisschen nasser werden, Püppchen“, sagte er, wobei er lüsternd auf meine Brüste schielte, die sich bereits detailgetreu unter dem durchnässten Stoff meines Kleides abzeichneten.

Mir lag eine böse Bemerkung auf der Zunge, doch ich schluckte sie herunter, denn ich wollte keine Ohrfeige vor versammelter Mannschaft riskieren. Das Beste war, wenn ich den Kerl einfach ignorierte. Der Soldat begaffte mich noch einmal von oben bis unten, dann trottete er davon.

Eine neuerliche Sturmböe peitschte über das Meer und trieb mir die kalte Gischt ins Gesicht. Das Salz brannte in meinen Augen, aber nach den Wochen unter Deck empfand ich selbst das als Wohltat. Ich hob den Kopf und hielt mein Gesicht in den strömenden Regen, damit die Tropfen das Salz und den Gestank des Eingesperrtseins von meiner Haut wuschen.

Seit einer gefühlten Ewigkeit kauerte ich nun schicksalsergeben am Mastfuß. Mittlerweile hatte sich der etwas Sturm gelegt, dafür goss es weiterhin aus Eimern. Es war windig, dunkel, ungemütlich, und meine Zähne schlugen klappernd aufeinander, weil ich froh. Kein Wunder, mein dünnes Kleid war klatschnass und klebte wie eine zweite Haut an meinem Körper. Trotzdem hatte ich alle Widrigkeiten einigermaßen unbeschadet überlebt.

Gedankenverloren rieb ich meine gefesselten Handgelenke aneinander. Das Seil war ebenso nass wie der Stoff meines Kleides und scheuerte auf meiner Haut. Zuerst glaubte ich an eine Täuschung, an ein Trugbild aus falschen Hoffnungen, hervorgerufen durch Müdig-

keit, Kälte und Hunger, aber ich bildete mir das nicht ein. Die Feuchtigkeit hatte den Strick dehnbar gemacht, und er wurde tatsächlich immer lockerer.

Ich hörte nicht auf, meine Hände weiterhin gegeneinander zu bewegen, bis es mir schließlich gelang, sehr real meine rechte Hand zu befreien.

Ich schickte einen stummen Dank gen Himmel.

Die Tür zur Offiziersmesse lag nur wenige Schritte von mir entfernt; zwischen Fairwick und seinem Offiziersstab gab es eine hitzige Diskussion. Die Lage der *Aberdeen* war prekär, da das gewaltige Leck in der Backbordseite nicht auf See geflickt werden konnte. Derartig angeschlagen würde das Schiff kein weiteres Unwetter überstehen, und zudem war es ein ebenso lohnendes wie leichtes Ziel für Freibeuter, denn neben einer Hochverräterin brachte die *Aberdeen* auch die Steuereinnahmen der Überseekolonie Connecticut nach London. Fairwick blieb keine andere Wahl, er musste den nächstgelegenen Hafen anlaufen.

Santa Cruz de Teneriffe lag nur wenige Stunden entfernt.

*Hafen.* Bislang hielt ich es für unmöglich, dass einmal ein fünf simple Buchstaben das Licht sein würden, das meinen Verstand erhellte und meine Seele erwärmte. Und während ich noch über die tiefere Bedeutung des Wortes *Hafen* nachdachte, stellte ich fest, dass ich auch meine zweite Hand mühelos aus den Fesseln befreien konnte.

In meinem Kopf setzte sich ein tollkühner Gedanke fest, aber um ihn in die Tat umzusetzen, durfte niemand meine neu gewonnene Freiheit bemerken.

### 3. KAPITEL

Die Sonne stand bereits tief am Horizont, als wir endlich in den Hafen von Santa Cruz de Teneriffe einliefen. Ihr Licht überzog die mächtigen Befestigungsmauern mit einem gleißenden Glanz und ließ sie in einem flammenden Rot erstrahlen.

Allen an Bord waren die Strapazen der vergangenen Stunden ins Gesicht geschrieben. Der Sturm hatte ganze Arbeit geleistet.

Bei einer Bestandsaufnahme am nächsten Morgen hatte sich das gesamte Ausmaß der Schäden gezeigt. Neben dem Leck in der Bordwand, war auch ein Großteil der Segel beschädigt worden, was bedeutete, die Reparaturarbeiten würden Tage, eher sogar Wochen, in Anspruch nehmen.

Im Laufe der Nacht hatte mir Fairwick eine Decke über die Schultern legen lassen. Die erwies sich als überaus nützlich, da ich unter dem Schutz des Stoffes ungehindert an meinen Fesseln rumhantieren konnte. Zwischenzeitlich war es mir gelungen, die Stricke so kunstvoll um meine Handgelenke zu legen, dass meine Fesseln immer noch täuschend echt wirkten. Schon zweimal hatte der junge Soldat, der mich an den Kreuzmast gebunden hatte, die Stricke kontrolliert, ohne meine List zu bemerken. Jetzt musste ich nur noch auf eine geeignete Chance warten. Und so kämpfte ich verbissen gegen meine immer stärker werdende Müdigkeit an, während die Welt um mich herum in der he-

reinbrechenden Nacht versank.

Dumpf und aus weiter Ferne drang das Schlagen einer Turmuhr an mein Ohr. Erschrocken riss ich die Augen auf; plötzlich umgab mich völlige Dunkelheit, demnach war ich irgendwann doch eingnickt.

An Bord rührte sich nichts, woraus ich schloss, dass sie mich über das heikle Anlegemanöver vergessen hatten. Nur einmal, kurz nach dem Einlaufen in den Hafen, hatte mir der junge Soldat etwas zu Trinken gebracht. An meine letzte Mahlzeit konnte ich mich nur noch wage erinnern. Sie lag einen Tag oder länger zurück. Der Gedanke an Essen reichte aus, um meinen Magen so laut wie ein Rudel hungriger Wölfe knurren zu lassen. Ich ignorierte die Forderung meines Körpers. Momentan kannte ich nur ein Ziel: Meine Freiheit.

Der Sturm hatte von der Mannschaft alles gefordert. Genau wie ich, hatten die Männer die Nacht über kein Auge zugetan und jedem war anzusehen, sie sehnten sich nach einer Koje und Schlaf. Auch ich war hundemüde, aber ich musste durchhalten. Wenn ich fliehen wollte, blieb mir vielleicht nur diese Nacht.

Ich schloss die Augen und zwang mich ruhig und gleichmäßig zu atmen. Schlafend würden sie mir die wenigste Beachtung schenken, davon war ich überzeugt.

Ich hörte Schritte von schweren Stiefeln. Fairwick trat an Deck und bestimmte die Wachen für die erste Schicht.

„Porter, Longchamp, Freeman, Montgomery. Ihr übernehmt die erste Wache“, befahl Fairwick emotionslos.

Die vier nahmen die Order mit einem ebenso tonlosen „Aye, Sir“ entgegen und verteilten sich auf ihre Posten. Der Rest der Männer zog sich in das Mannschaftsquartier unter Deck zurück.

Nachdem die letzten Schritte auf den Planken verhallt

waren, wurde es still. Sehr still. Schläfrige Stille breitete sich auf dem Schiff aus und in meiner Schlaf vortäuschenden Stellung kostete es mich zunehmend Überwindung wachzubleiben. Auf dem Quai herrschte noch Leben, aber hier, abseits allen Geschehens, regierte die Trägheit der Nacht, von der ich mich nicht einlullen lassen durfte.

Seit einigen Minuten war alles ruhig geblieben. Ich schlug die Lider auf und inspizierte ich meine Umgebung. Keine der Wachen war zu sehen. Ich stand auf, den Strick um meine Handgelenke hielt ich vorsorglich strammgezogen.

„Was gibt’s?“, fragte eine Stimme aus dem Schatten vor dem Eingang zu Fairwicks Räumen. Gleich darauf trat ein bewaffneter Soldat auf mich zu.

Bei der Vorstellung, dass der Kerl unbemerkt in meiner unmittelbaren Nähe gestanden hatte, blieb mir fast das Herz stehen. Zum Glück verbarg die Dunkelheit mein erschrockenes Gesicht.

Ich schüttelte mein linkes Bein aus. „Muss mal aufstehen. Mir ist das Bein eingeschlafen“, gab ich so beiläufig wie möglich zurück und hoffte, dass meine Stimme nicht allzu ertappt klang. Der Schreck über das plötzliche Auftauchen des Soldaten saß mir immer noch tief in den Gliedern.

Der Mann schien amüsiert. „Schlafen ist ein gutes Stichwort“, murmelte er und sank zurück ins Dunkel.

Mein Herzschlag beruhigte sich langsam wieder, trotzdem gehörte ein Teil meiner Aufmerksamkeit nun auch dem Soldaten in meinem Rücken.

Der Kerl hatte es sich wieder bequem gemacht. Ich hörte wie der Gewehrkolben dumpf auf die Holzplanke traf. Es folgte ein nasales Geräusch mit anschließendem Ausspucken, danach kehrte Ruhe ein. Das Atmen des Soldaten wurde gleichmäßiger, bis es schließlich in ein leises Schnarchen überging.

Ich wartete noch einen Moment ab, um sicher zu ge-

hen, dass er auch wirklich schlief, dann sank ich auf dem Boden des Mastfußes und begann die Fesseln zu lösen.

Wenig später hatte ich es geschafft, meine Hände waren frei.

Ich nahm die Wolldecke von meinen Schultern und drapierte sie lautlos über den Stapel mit Tauen, der neben mir lag. Mein Herz hämmerte mit rasender Geschwindigkeit in meiner Brust. Falls alles gut ging, lag meine Freiheit nur wenige Fuß von mir entfernt. Falls nicht ... Die Folgen wollte ich mir gar nicht erst gedanklich ausmalen.

Noch einmal suchten meine Augen akribisch das Deck nach den eingeteilten Wachleuten ab, doch ich konnte sie nirgends entdecken. Lediglich das stetige Schnarchen drang weiterhin aus der Dunkelheit zu mir herüber.

Von der Gangway trennten mich höchstens dreißig Fuß. Ich rannte los.

Kurz bevor ich mein Ziel erreichte, verhakte sich mein Fuß in einem der am Boden liegenden Taue. Ich kam aus dem Tritt, drohte zu fallen, hatte Angst entdeckt zu werden, in letzter Sekunde fing ich mich und stolperte weiter. Endlich spürte ich die Gangway unter meinen Füßen. Ohne mich umzudrehen, eilte ich die Holzplanken hinunter. Ich achtete nicht mehr darauf, ob meine fliehenden Schritte durch die Nacht hallten; ich wollte nur noch weg. Ich lief um mein Leben, und ich würde so lange weiterlaufen, bis ich in Sicherheit war.

## ❧ 4. KAPITEL ❧

Atemlos, hungrig und übermüdet lehnte ich mich gegen den Strohhaufen in meinem Rücken. Mir war es tatsächlich gelungen, unbemerkt von der *Aberdeen* zu fliehen. Trotz meiner Erschöpfung strömte ein Glücksgefühl durch meine matten Glieder und zauberte mir ein Lächeln auf die Lippen. Leider durfte ich mich keiner falschen Euphorie hingeben, denn gerettet war ich noch lange nicht.

Im Moment hockte ich in trügerischer Sicherheit auf dem Heuboden eines Pferdestalls in der Nähe des Hafens und hatte nicht die leiseste Ahnung, wie es weitergehen sollte. Doch ich benötigte einen Plan, schließlich konnte ich mich hier nicht bis in alle Ewigkeit verstecken. Die Häuser um den Hafen herum würden Fairwicks Männer zuerst nach mir durchsuchen. Es grenzte ohnehin an ein Wunder, dass ich bislang noch keinen Suchtrupp erspäht hatte.

Ich nahm den Apfel zur Hand, den ich in einer der Futterraufen gefunden hatte, und versuchte ihn am Stoff meines Kleides sauber zu reiben. Ein hoffnungsloses Unterfangen, wenn ich mir vorstellte, wie meine Kleidung im Tageslicht aussah. Ich stellte das sinnlose Reiben ein und biss stattdessen genüsslich hinein. Auf ein bisschen mehr oder weniger Dreck kam es nun auch nicht mehr an.

Der Apfel machte mich zwar nicht satt, aber schläfrig. Je mehr ich mich darauf konzentrierte wachzubleiben,

desto schwerer wurden meine Lider, und ich sehnte mich nach ein paar Augenblicken Schlaf. Ich wusste, dass ich mein Versteck in Kürze verlassen sollte, aber mein Körper ließ sich nicht länger antreiben und auch mein Geist gab nach. Meine Arme umgriffen meine Knie, mein Kopf sackte nach vorn, gleich darauf fiel ich in einen traumlosen Schlaf.

In meinem Dämmerchlummer spürte ich ein Kitzeln. Etwas berührte meine Wange, immer wieder und immer an der gleichen Stelle. Wahrscheinlich war es eine Fliege. Ich hielt mich in einem Pferdestall auf, und da gab es nun einmal jede Menge Fliegen. Ich wischte an meinem Kinnbogen entlang, um das lästige Insekt zu verscheuchen. Dass ich nach Wochen ohne Waschgelegenheit nicht unbedingt nach Maiglöckchen duftete, war mir klar, aber dass ich derart stank, dass ich die Fliegen wie ein frischer Kuhfladen anzog, war eine unerfreuliche Vorstellung.

Das Biest ließ sich nicht abschütteln. Ich musste zu härteren Maßnahmen greifen. In einer schnellen Handbewegung schlug ich zu und hielt etwas zwischen den Fingern. Was immer es war, es fühlte sich nicht wie eine zappelnde Fliege an ...

Es war ein Strohalm. Im Halbschlaf hielt ich den Halm fest und hörte ein leises, jugenhaftes Kichern.

Schlagartig war ich glockenwach. Ich riss die Augen auf; mein Kopf wirbelte herum. Neben mir hockte ein Junge und grinste mich mit dem breitesten Lächeln an, das ich seit einem halben Jahr gesehen hatte.

„Du lebst ja“, sagte er auf Englisch. Jetzt reichte sein Grinsen von einem Ohrläppchen zum anderen.

Ich starrte den Burschen ungläubig an, wobei ich mir die Frage stellte, worüber ich mehr staunen sollte? Über die Tatsache, dass er es unbemerkt an meine Seite geschafft hatte oder dass er Englisch sprach. Ich brauchte nicht lange nachzudenken, weder das eine noch das an-

dere trug zu meiner Beruhigung bei.

„Natürlich lebe ich oder sehe ich etwa wie eine Katze aus, die sich zum Sterben zurückgezogen hat“, entgegnete ich gereizt.

„Nein, aber was machst du hier?“, fragte er mit ehrlicher Neugier.

Ich musterte ihn, während ich mir überlegte, welche Antwort am glaubwürdigsten klang. Er war zwölf oder dreizehn Jahre alt und soweit ich es in dem schummerigen Licht erkennen konnte, hatte er rotblondes, struppiges Haar, und er war kein bisschen sauberer als ich selbst. Ich entschloss mich zu einem forschen Gegenangriff.

„Dieselbe Frage könnte ich dir auch stellen. Du siehst nicht gerade wie ein Einheimischer aus. Also? Gehört ein Knabe deines Alters um diese Zeit nicht schon längst auf sein Schiff?“

Er grinste zwar weiterhin, aber nicht mehr so offen und schüttelte verneinend den Kopf.

„Bist du etwa abgehauen?“, hakte ich nach.

Der Junge nickte verhalten. „Aye. Genau wie du.“

Der Kleine verblüffte mich immer mehr. „Wie ... Wie kommst denn darauf?“

„Ganz einfach, richtige Damen verstecken sich für gewöhnlich nicht auf dem Heuboden eines Pferdeverleihers und schon gar nicht auf spanischen Inseln“, gab er mit dem tiefsten Brustton der Überzeugung zurück. Er musterte mich noch einmal. „Und deren Gewänder sind, verzeih mir bitte, in aller Regel wesentlich sauberer.“

So viel stand schon mal fest, der Kleine war nicht auf den Mund gefallen.

„Ach ja?!“, murmelte ich, weil mir auf die Schnelle nichts Intelligenteres einfiel.

„Aye, Ma'am.“

„Na schön. Und weiter?“

Der Junge zuckte die Achseln, zupfte ein paar Stroh-

halme aus dem Haufen, auf dem er saß, und begann sie spielerisch um seine Finger zu wickeln. Er sah mich aus leuchtenden Augen an, dann streckte er mir die Hand entgegen.

„Ich heiße Gavain Fothergill, aber weil ich für mein Alter noch ziemlich schwächlich bin, nennen mich alle Little Fothergill. Und wie heißt du?“

Ich zögerte, denn ich war weiterhin misstrauisch, auch wenn mir der Bursche nicht unbedingt gefährlich erschien. „Sag einfach Mary zu mir“, gab ich zurück und reichte ihm ebenfalls die Hand.

Er grinste erneut, diesmal sah es lausbübisches aus. „Na schön, *Mary*, aber ich glaube trotzdem, du bist die Frau, die sie suchen.“

Ich fühlte, wie bei seinen Worten sämtliche Kraft aus meinen Gliedern wich und mein Mund vor Unbehagen trocken wurde.

„Die Frau, die sie suchen?“, wiederholte ich, um Zeit zu schinden.

„Aye, Ma’am“.

Die Antwort des Jungen hätte wohl kaum knapper ausfallen können, aber wenigstens kehrte meine Fassung allmählich zurück.

„Was macht dich da so sicher?“, erkundigte ich mich.

„Weil sie deine Beschreibung an alle britischen Schiffe weitergeben. Sie suchen eine gewisse *Gwenyth Mary McDonnell*. Jung, blond, hübsch.“

Ich sah an mir hinunter. Auch wenn die Lichtverhältnisse, hier oben auf dem Boden, schlecht waren und vieles beschönigten, konnte ich mir das Attribut *hübsch* im Bezug auf mein momentanes Äußeres zwar kaum vorstellen, aber es schmeichelte. „Hübsch. Das steht doch nicht wirklich in der Beschreibung?“

Der Kleine fiel auf den Rücken und lachte so herzlich, dass ich einfach einstimmen musste.

„Nein, das habe ich dazugedichtet.“ Er wurde wieder ernst. „Sag schon, bist du die Frau?“, wollte er wissen.

„Und wenn es so wäre, würdest du dann zu deinem Captain laufen und mich verraten?“

Er schüttelte den Kopf. „Nein, Ma'am. Ein wahrer Gentleman würde nie das Leben einer Frau in Gefahr bringen. Und außerdem ...“ Der Junge wurde still.

„Und außerdem *was*?“

„Außerdem gehe ich nicht auf mein Schiff zurück. Um keinen Preis“, sagte er leise, aber mit einer Festigkeit in der Stimme, die keinen Zweifel an seiner Entschlossenheit aufkommen ließ. „Mein Captain ist ein schlechter Mensch. Ich will mir nicht ausmalen, was er mit mir anstellt, fiele ich ihm noch einmal in die Hände.“

„Was willst du dann tun?“ Dass er noch ein halbes Kind war, brauchte ich nicht anzufügen. Das wusste er bestimmt selbst.

Little Fothergills Gesicht hellte sich schlagartig auf. „Ich heuere einfach auf einem anderen Schiff an.“

„Und du glaubst, das ist so leicht?“, fragte ich und war geneigt, den Jungen ernsthaft zu beneiden. Anscheinend besaß er nicht nur ein unerschütterliches Vertrauen in die Zukunft, sondern im Gegensatz zu mir hatte er obendrein einen Plan.

Er nickte. „Aye, Ma'am. Ich bin zwar nicht besonders kräftig, aber ich bin schmal und flink genug, um mich auf und zwischen den Kanonen zu bewegen. Als Pulveräffchen würden sie mich allemal nehmen.“

Nach dieser Aussage beneidete ich ihn nicht mehr.

„Pulverjungen leben ziemlich gefährlich“, warf ich ein.

„Ja, ich weiß, im Gefecht sterben die immer zuerst, weil sie zwischen den Kanonen rumturnen und für den Munitionsnachschub sorgen müssen“, er schnitt eine abwägende Grimasse, „deshalb wäre mir ein Handelsschiff auch lieber.“

„Mir auch“, murmelte ich. Bei dem Gedanken an Kriegsschiffe wurde mir plötzlich meine eigene Situati-

on wieder ziemlich schonungslos bewusst. „Wenn du dir ein Schiff im Hafen aussuchen könntest, welches wäre dir am liebsten?“, fragte ich.

Die Antwort kam wie aus der Pistole gefeuert. „Die *Rapace*.“

„*Rapace*? Klingt französisch.“

„Natürlich. Schließlich kommt sie auch aus Frankreich. Das erkennt man an der weißen Flagge am Heck, dem *drapeau blanc*.“

„Na, du kennst dich ja aus.“

Little Fothergill straffte den Oberkörper. „Aye, Ma’am. Meine mangelnde Körpergröße ändert nichts an der Tatsache, dass ich Matrose bin.“

„Das hätte ich fast vergessen, entschuldige bitte.“

Little Fothergill rutschte näher an mich heran und drückte sein Gesicht an den zweifingerbreiten Spalt zwischen den zusammengenagelten Holzbrettern, die als Klappladen für die Ladeluke dienten.

„Du kannst die *Rapace* sogar von hier aus sehen. Es ist die dunkle Brigg, die ziemlich weit vorne am Quai liegt.“ Er machte mir Platz, damit ich hinaussehen konnte.

Ich starrte zum Hafen hinüber. Entlang der Festigungsanlage brannten zahlreiche Fackeln und tauchten die Schiffe in gespenstisch flackerndes Licht. Ich entdeckte mehrere Zweimaster. Und da ich keine Ahnung hatte, welches Schiff der Bursche meinte, entschied ich mich kurzer Hand für das auffälligste. „Meinst du das, mit dem Falken als Galionsfigur?“

„Ja, daher auch der Name des Schiffes. *Rapace* ist das französische Wort für Raubvogel.“

„Du sprichst französisch?“

Little Fothergill winkte ab. „Nur ein paar Wörter.“

„Und warum willst du dann unbedingt auf dieses Schiff?“

„Weil es ein schönes Schiff ist und ...“, er brach ab.

Ich sah ihn erwartungsvoll an.

„Du sagst es keinem weiter, und du lachst mich auch nicht aus.“

Ich schüttelte den Kopf. „Nein.“

„Versprochen?“

„Verspochen.“

„Nachdem ich abgehauen bin, bin ich zur *Rapace* gelaufen, um sie aus der Nähe anzuschauen. Sie ist wunderschön. Fast so schön wie eine Frau. Und was macht ein höflicher Junge, wenn er eine Lady trifft, er verbeugt sich und lächelt zum Gruß“, er wurde ernst, „Ich schwöre es beim Leben meiner Mutter, der Falke am Bug hat zurückgelächelt.“

Ich musste mir alle Mühe geben, nicht zu schmunzeln, denn ich konnte mir beim besten Willen nicht vorstellen, wie ein lächelnder Falke aussah.

„Ich verstehe. Das Lächeln des Falken ...“, nun musste ich doch lachen, „Little Fothergill, das ist ausgemachter Blödsinn. Vögel können nicht lächeln und eine Holzfigur schon gar nicht.“

„Du glaubst, ich habe mir das alles nur ausgedacht!“ Little Fothergill klang enttäuscht und auch ein bisschen böse.

„Das habe ich nicht behauptet, aber vielleicht ist einfach deine Fantasie mit dir durchgegangen.“

„Ist sie nicht!“, behauptete er trotzig.

Du bist ein hoffnungsloser Träumer, Little Fothergill, dachte ich mir immer noch lächelnd.

Obwohl es mit Sicherheit das Beste für mich war, den Burschen schnellstmöglich loszuwerden, rührte er mein Herz. Ich legte meinen Arm um seine Schulter und spürte im selben Moment, wie er sich an mich schmiegte. In seinem tiefsten Innern war er ein Kind. Und wie ich war er allein und suchte nach Trost.

Eine ganze Weile saßen wir schweigend nebeneinander und starrten durch die Spalten zwischen den Holzläden in das Dunkel der Nacht hinaus. Der eine schien dem anderen Halt zu geben. In der Hafeneinfahrt

schimmerte ein schmaler rotglühender Streifen über das blauschwarze Wasser und kündigte das Ende der Nacht an.

Ich brach als Erste das Schweigen. „Es wird bald hell und wir können nicht bis in alle Ewigkeit bleiben.“

Er nahm seinen Kopf von meiner Schulter und sah mich an. „Bei Tagesanbruch wollen sie beginnen, nach dir zu suchen“, antwortete er leise.

„Wer?“, fragte ich ihn eindringlich und kämpfte mit mir, um ruhig zu bleiben, weil ich spürte, wie meine Anspannung zurückkehrte.

„Alle verfügbaren Männer, die Thornton und Commander Fairwick bis dahin rekrutieren können, werden nach dir suchen.“

„Woher kennst du Fairwick?“ Meine Erschrockenheit über die Erwähnung dieses Namens lag entsetzlich offen in meiner Stimme.

„Er war auf unserem Schiff und hat Major Thornton um Hilfe gebeten.“

„Major? Kommst du etwa auch von einem Kriegsschiffs?“

Little Fothergill schüttelte den Kopf. „Nein. Die *Alliance* ist kein Kriegsschiff. Sie gehört zur Flotte der *East India Trading*.“

„Das ist auch nicht besser.“

Der Junge sagte nichts, sondern hob in einer Art und Weise die Schultern, die ich als stumme Bestätigung deutete. Er blickte auf die Straße hinunter, die mittlerweile von den ersten Sonnenstrahlen des Tages beschienen wurde. Seine Augen verengten sich, er schien etwas zu beobachten. Als Zeichen der Vorsicht legte er seinen Zeigefinger an die Lippen.

„Und wer zum Teufel ist dieser Major Thornton?“, fragte ich im Flüsterton.

Little Fothergill streckte den Zeigefinger aus und deutete auf die Straße hinunter. „Der Kerl in der dunkelblauen Uniform, der den ersten Trupp von links an-

führt.“

Ich schob Little Fothergill weg, um ebenfalls einen Blick auf die Straße zu erhaschen. Von beiden Seiten des Hafens nährten sich mehrere kleine Gruppen, teils uniformiert, teils waren es einfache Seeleute, aber feststand, dass sie jemanden zu suchen schienen.

Thorntons Gruppe bestand aus insgesamt sieben Männern. Der Tross hielt direkt auf unser Gebäude zu. Für eine Flucht war es definitiv zu spät.

„Was sollen wir tun?“, flüsterte ich hektisch. Die Ausweglosigkeit drohte gleich einer riesigen Welle über mir zusammenzuschwappen und erlaubte mir kurzfristig nicht, einen vernünftigen Gedanken hervorzubringen.

Little Fothergills Gesicht zeigte zunächst dieselbe Ratlosigkeit, dann umspielte jugendliche Fröhlichkeit seine Mundwinkel. Der Kleine musste wirklich über ein unumstößliches Vertrauen in Gott und die Welt verfügen.

„Zuerst schicke ich ein Gebet an den Herrn, dann verstecken wir uns unter dem Stroh, und wenn das nicht klappt, versuche ich sie abzulenken. Oder fällt dir etwas Besseres ein?“

Ich schüttelte den Kopf. Im Augenblick war mir jeder erdenkliche Plan recht, solange er nur Aussicht auf Erfolg bot.

„Also, worauf wartest du noch?“, sagte er und faltete für die Länge eines Wimpernschlags die Hände.

„Das war aber ein kurzes Gebet.“

„Versteck dich!“

Ich befolgte Little Fothergills Vorschlag und kroch eilig in die Berge aus Heu und Stroh. In unmittelbarer Nähe zur Wand kauerte ich mich hinter einem Heuhaufen auf den Boden. Der Junge war aus meinem Blickfeld verschwunden, aber nicht weit von mir entfernt hörte ich ein Rascheln.

Thorntons Truppe hatte den Stall erreicht. Mit einem dumpfen Krachen flog die Tür in die Angeln; eines der

Pferde unter uns wiherte erschrocken.

„Ich will, dass ihr jeden Winkel dieser verdammten Scheune nach dem schottischen Miststück durchsucht. Habt ihr Einfaltspinsel das kapiert?“, bellte eine vor Aufregung heisere Stimme. „Hunter, Taylor und Portman. Ihr geht nach oben. Der Rest beginnt hier unten.“

„Aye, Captain Thornton, Sir.“

„Und nehmt die Mistgabeln mit, oder wollt ihr das Heu mit bloßen Händen durchwühlen.“

„Nein, Captain Thornton, Sir.“

In der Ecke, in der ich mich versteckt hielt, war es nahezu finster, Unmengen an Heu umgaben mich. Ich hörte das Aufsetzen der Stiefelsohlen auf den Holzsprossen. Nacheinander stiegen die drei Männer die Leiter hinauf. Sie mussten sich jetzt alle auf dem Heuboden befinden.

Fast hätte ich vor Schreck laut aufgeschrien, als ich bemerkte, wie unter dem Heu eine Hand nach meiner tastete.

„Bist du das, Little Fothergill?“, flüsterte ich so leise wie ich konnte, während mein Herz vor Angst Purzelbäume in meiner Brust schlug.

„Ja“, hauchte es zurück.

„Verteilt euch. Jeder übernimmt einen Bereich“, befahl eine kräftige, dunkle Stimme. „Taylor, du übernimmst den Teil bei der Leiter. Du, Portmann, den bei der Luke und ich suche im hinteren Teil.“

„Aye“, kam mechanisch von den beiden anderen.

In regelmäßigen Abständen drang die Mistgabel mit einem schabenden Geräusch zwischen die trockenen Grashalme, und dieses Geräusch kam stetig näher. Der Mann, der sich den hinteren Bereich vorgenommen hatte, bewegte sich geradewegs auf uns zu. Plötzlich stachen die Zinken nur wenige Fingerbreit von mir entfernt ins Heu. Ich legte mir eine Hand über den Mund, um dem Entsetzen, das sich in meiner Kehle breitmachte Einhalt zu gebieten. Wieder stieß die Gabel ins Heu.

Diesmal durchbohrte sie mein Kleid, und ich konnte ein erschrockenes Quieken nicht unterdrücken. Die Zinken zogen sich zurück; dafür durchwühlten nun Hände das Heu.

Was dann geschah, konnte ich kaum glauben.

Little Fothergill ließ meine Hand los. Flink wie ein Wiesel krabbelte er aus seinem Versteck hervor, bevor die suchenden Hände mich erreichten.

„Du!?“, hörte ich die tiefe Stimme voller Entsetzen sagen, „du Tölpel, was hast du dir dabei gedacht, um Haaresbreite hätte ich dich aufgespießt“, dann folgte das klatschende Geräusch einer kräftigen Ohrfeige, das mich zusammenzucken ließ. „Warte nur Bürschchen, ich werde dich lehren ungefragt abzuhauen“, donnerte die Stimme weiter.

„Hunter, bitte...“, flehte Little Fothergill.

„Was ist los?“, fragte einer der anderen Männer, „Hast du das Weibsstück?“

„Nein, aber unseren kleinen Ausreißer“, entgegnete der, den Little Fothergill Hunter genannt hatte.

Ein zweiter Mann stieß zu den beiden und fragte: „Bist du allein hier oben?“

„Aye, Portman, Sir“, gab Little Fothergill kleinlaut zurück.

„Und du bist dir sicher, dass du niemanden sonst gesehen hast?“, Portman sprach leise.

„Ganz sicher“, wimmerte Little Fothergill.

„Wehe, wenn du lügst, dann wird dir Thornton ordentlich das Fell gerben.“

„Das wird er sowieso tun“, warf der Dritte in schadenfrohem Tonfall ein.

Zwei Männer machten sich auf, die Leiter hinabzusteigen, aber sie waren zu viert. Zwei waren offensichtlich zurückgeblieben. Mit rasendem Herz kauerte ich weiterhin unter dem Heuberg und wagte nicht die kleinste Bewegung.

Sekundenlang herrschte angespannte Stille, dann hör-

te ich Hunter leise und bestimmt fragen: „Was zum Teufel hast du dir dabei gedacht?“ Seine Stimme klang nun nicht mehr befehlend, sondern ernsthaft besorgt.

Little Fothergill blieb stumm.

„Ich habe deiner Mutter versprochen, auf dich Acht zu geben, aber das kann ich nicht, wenn du solche Dummheiten machst. Herrgott noch mal, Thornton wird dich grün und blau prügeln oder Schlimmeres mit dir anstellen. Und diesmal kann ich dir nicht helfen“, flüsterte Hunter in einem Tonfall, der irgendwo zwischen abgrundtiefer Sorge und ebensolcher Erregung lag.

„Ich weiß, Onkel“, gab der Junge tonlos zurück.

„Komm jetzt und hilf uns dabei, die geflohene Gefangene zu suchen. Wenn du dich die nächsten Stunden ordentlich schickst, kann ich versuchen, bei Thornton um mildernde Umstände für dich zu bitten.“

Die beiden machten sich daran, die Leiter hinunterzuklettern. Bei der Vorstellung, was Little Fothergill blühte, zog sich mein Magen krampfartig zusammen und bescherte mir ein unvermutet schlechtes Gewissen. Kurz zog ich in Erwägung, mich zu stellen, doch dann wäre Little Fothergills ehrenhaftes Einschreiten umsonst gewesen. Und bei nüchterner Betrachtung half es weder mir noch dem Jungen weiter. Ich tröstete mich damit, dass Little Fothergill den Mann mit *Onkel* angesprochen hatte, als die beiden alleine waren. Vielleicht gab es ja doch jemanden, der ihn beschützte.

Ich wartete so lange ab, bis ich sicher sein konnte, dass Thorntons Männer die Scheune verlassen hatten, bevor ich mich aus meinem Versteck wagte. Vorsichtig pirschte ich mich zur Leiter und sah in den Stall hinunter.

Ich war allein.

Ratlos glitt mein Blick über den Heuboden. Die nächsten Stunden mochte ich hier in Sicherheit sein, aber ich

hatte Hunger und Durst. Und auch mein dringlichstes Problem wurde dadurch nicht gelöst: Ich musste eine Möglichkeit finden, diese Insel unbemerkt zu verlassen.

## 5. KAPITEL

Wahrscheinlich gab es in der Stadt Hurenhäuser, die weniger gut besucht waren, als dieser gottverdammte Stall.

Ich war genau die Hälfte der Leiter abwärts geklettert, als sich die Tür erneut öffnete. Ich verfluchte stumm all jene Momente, in denen ich irgendwann in meinem Leben einmal zu lange gezögert hatte.

Am Fuß der steilen Leiter stand eine dunkelhaarige Frau, ungefähr in meinem Alter und mit meiner Statur. Sie hielt in jeder Hand einen Eimer Hafer und starrte mich ebenso überrascht wie neugierig an, aber sie machte keine Anstalten um Hilfe zu rufen oder aufgeregt davonzulaufen. Zögernd kletterte ich die Leiter hinunter.

„Es ist alles ganz anders, als Ihr denkt“, unternahm ich einen zaghaften Erklärungsversuch.

„Was tut Ihr hier?“, fragte sie mich in einem Englisch, dem ein starker spanischer Akzent anhaftete.

Ich lächelte verlegen und hob die Schultern. Ganz gleich, welche Antwort ich ihr auch gab, sie hätte absolut nichts an meiner Situation geändert, daran bestand für mich kein Zweifel.

Die Frau musterte mich von Kopf bis Fuß und umrundete mich dabei wie eine Berglöwin, die ihre Beute umkreist. „Ihr seid die Engländerin, nach der sie suchen.“

Ich nickte, nachdem Leugnen ohnehin zwecklos war.

„Ihr müsst schleunigst verschwinden“, sagte sie und

dirigierte mich mit ihren beiden Eimern in den Händen in Richtung einer unscheinbaren Tür neben den Pferdeställen.

Sie stellte die Eimer ab und nahm mich bei der Hand. Widerstandslos ließ ich mich von ihr durch den nahezu dunklen Raum führen, der als Sattelkammer diente und an eine weitere Kammer anzugrenzen schien. Sie öffnete die Tür und wies mich mit einem Kopfnicken an, dass ich Eintreten sollte.

„Wartet hier und verhaltet Euch still, bis ich zurück bin“, befahl sie.

„Was...“

Die Frau fiel mir ins Wort. „Ihr braucht keine Angst zu haben, ich werde Euch helfen“, ihre herben Gesichtszüge wagten den Versuch eines Lächelns, „so gut ich es kann“, fügte sie eilig hinzu und zog die Tür zur Kammer zu.

Abermals war ich allein.

Ich blickte mich um, doch in dem stockfinsternen Raum gab es nichts, was meinen Augen einen Anhaltspunkt bot. Allerdings roch ich den Geruch von Leder, Holz und Fett. Ich tastete nach der Wand, um mich zu orientieren und hielt etwas Derbes in der Hand, das sich wie eine Tierhaut anfühlte. Ein Stück weiter stieß ich auf ein Regal mit Tuchballen. Ich arbeitete mich im Dunkeln auf die gegenüberliegende Seite vor. An der Wand waren Haken befestigt, von denen unterschiedlich dicke Lederriemen herabhingen wie sie für Pferdegeschirre benutzt wurden. Langsam ahnte ich, wo ich mich befand. Ich war in einer Art Lagerraum und alles, was ich auf meiner Erkundungstour in Händen gehalten hatte, wurde für die Anfertigung oder die Reparatur von Sätteln und Zaumzeug benötigt. Ein weiteres Mal durchquerte ich den Raum, dabei tastete mich an der Wand entlang, bis ich die Tür fand. Ich versuchte sie zu öffnen und stellte erleichtert fest, dass das Türblatt

nachgab. Mit der Erkenntnis, dass ich jederzeit fliehen konnte, legte sich auch

meine Anspannung. Allem Anschein nach war dies hier tatsächlich ein weiteres Versteck und kein Gefängnis.

Ich hörte Schritte. Instinktiv wich ich zwischen die geerbten Häute zurück.

Ein spärlich erhelltes Dreieck zeigte sich auf dem Boden, dann trat die schmale Gestalt der Dunkelhaarigen in den Lichtkegel.

Sie hielt einen Kerzenhalter in der Hand. In der anderen trug sie einen Weidenkorb.

„Entschuldigt bitte, aber mein Mann hat mich aufgehalten und ...“, sie wies mit einer Kopfbewegung auf den Korb, „... er braucht von alledem nichts wissen.“

Sie stellte die Kerze auf den Arbeitstisch an der Wand. Die Flamme tauchte meine Umgebung in tanzendes Licht und offenbarte mir, dass meine Sinne mich zuvor nicht getäuscht hatten.

„Euer Gemahl ist Sattler?“, fragte ich.

„Ja. Und Ihr müsst Euch beeilen.“ Mit derselben Hast, mit der sie gesprochen hatte, zog sie nun das Tuch vom Korb weg, das den Inhalt vor neugierigen Blicken verbarg. „Ich habe Euch ein frisches Gewand gebracht. Es ist zwar nur ein Kleid unserer Magd, aber es ist sauber und weniger auffällig, als die Sachen, die Ihr am Leib tragt. Außerdem findet Ihr einen Schlauch mit Wasser und getrocknete Früchte in dem Korb. Mehr konnte ich in der Kürze der Zeit nicht auftreiben. Und nun macht schnell, damit mein Mann Euch nicht entdeckt.“

Ich war zutiefst gerührt, aber zu verwirrt, um mich zu bedanken. „Warum tut Ihr das für mich?“, fragte ich den Tränen nahe.

„Sagen wir einfach: Ich bin kein Freund der Engländer. Es ist ein offenes Geheimnis, dass sie die Herrschaft über diese Insel anstreben. Mein Gemahl macht

allerdings gute Geschäfte mit ihnen, deshalb ... Beilt Euch einfach ...“ Sie senkte den Blick. „Ihr habt eine Viertelstunde, höchstens.“

„Ich danke Euch vielmals. Wie ist Eurer Name, Ma'am?“

„Rosa.“

„Danke, Rosa.“

Sie lächelte. „Eine Viertelstunde, dann seid Ihr verschwunden. Eurer altes Kleid legt Ihr in den Korb unter das Tuch.“ Rosa stand bereits in der Tür. „Und vergesst nicht, die Kerze zu löschen“, mahnte sie und war auch schon wieder verschwunden.

Ich konnte kaum fassen, welch ungeheures Glück mir Dank Rosas unerwarteter Hilfe widerfuhr, allerdings blieb mir auch keine Zeit darüber nachzudenken. Hastig nahm ich den Wasserschlauch aus dem Korb, öffnete ihn und trank in gierigen Schlucken. Mit ein paar Spritzern Wasser säuberte ich, so gut es ohne Spiegel ging, mein Gesicht. In Windeseile zog ich mein dreckiges Kleid aus und schlüpfte in mein neues Gewand. Zu meiner Freude passte es mir erstaunlich gut. Ich nahm den Beutel mit Trockenfrüchten aus dem Korb und band ihn an meinem Gürtel fest. Hektisch tasteten meine Finger über den Boden des Korbes; ich hielt etwas Gezacktes in der Hand. Rosa hatte wirklich an alles gedacht und auch einen Kamm in den Korb gelegt.

Mein Bemühen um eine ordentliche Frisur blieb ohne Erfolg. Wie befürchtet, war mein Haar total verfilzt, und ich hätte Stunden benötigt, um meine Lockenpracht von sämtlichen Heuhalmern zu befreien. Was ich gerade tat, war reine Zeitverschwendung. Ich stellte das sinnlose Kämmen ein, riss ich ein Stück Stoff aus dem Rock meines alten Kleides und band damit meine Haare im Genick zusammen. Angesichts meiner Lage erschien mir jede noch so kleine Veränderung meines Äußeren sinnvoll.

Nachdem ich fertig war, legte ich wie befohlen alles zurück in den Korb und schlich aus dem Pferdestall.

Die breite Straße entlang des Hafens lag in der vollen Sonne und die Wärme, die vom staubigen Pflaster aufstieg, ließ die Hitze des Tages bereits erahnen. Nach der Dunkelheit in der Werkstatt benötigten meine Augen Zeit, um sich an das grelle Sonnenlicht zu gewöhnen. Ich hatte keine Ahnung, wie spät es war, aber an den Quais herrschte geschäftiges Treiben.

Es wurde be- und entladen, Arbeiter drängten durch das Gewirr an Wagen und Handkarren zu den Lagerhäusern oder zu den jeweiligen Schiffen. Ich versuchte, mich auf eventuelle Verfolger zu konzentrieren, doch das war unmöglich. In dem Gedränge fielen mir bestenfalls die Uniformierten auf. Ich entschied mich, die belebte Promenade zu verlassen.

Hinter der Hafenanlage mit ihren hohen Befestigungsmauern wurden die Gassen enger und schattiger, aber leider nicht weniger belebt. An den breiteren Stellen und auf den unzähligen kleinen Plätzen hatten sich Händler versammelt, die lautstark ihre Waren anpriesen.

Mehr als einmal lief mir das Wasser im Mund zusammen, wenn ich an einem Obst- oder Fleischstand vorüberging und mir ins Gedächtnis kam, dass ich seit mehreren Monaten keine anständige Mahlzeit mehr zu mir genommen hatte. Die Vielzahl an Menschen, die ich zu anfangs als Bedrohung empfunden hatte, bot mir einen gewissen Schutz, und so ließ ich mich einfach mit dem Strom treiben.

Ich konnte zwar nicht genau sagen, wie lange ich schon durch die Straßen von Santa Cruz wanderte, aber nachdem die Sonne nahezu senkrecht am Himmel stand, musste es um die Mittagszeit sein. Es grenzte schon fast an ein Wunder, obwohl mir mittlerweile britische Soldaten und auch uniformierte Einheiten der *East India Trading* begegnet waren, hatte niemand von

mir Notiz genommen. In meinem grauen, derben Leinenkleid hielten sie mich offensichtlich trotz meiner hellen Haare für eine Magd.

Ich überquerte einen weiteren verwinkelten Platz, auf dem ein Markt stattfand. Man roch die Ware, die hier feilgeboten wurde, bevor man sie sah. Es war der Fischmarkt von Santa Cruz.

Die Auslagen der Verkaufsstände waren mit unterschiedlichsten Fischen bestückt, die meisten Arten hatte ich nie zuvor gesehen. Die Tiere lagen auf dem blanken Holz, manche in Körben, wieder andere in Holzbottichen mit Wasser, hier und da zappelte sogar noch einer. Ein bestialischer Gestank lag über dem Platz. Grund dafür waren die Fischabfälle, die sich neben den Ständen auf dem Pflaster verteilten und in der prallen Mittagssonne, begleitet von Unmengen an Schmeißfliegen, allmählich verfaulten.

Bevor mein Magen in Aufruhr kommen konnte, eilte ich weiter. Ein paar Straßen weiter entdeckte ich einen Brunnen, an dem ich Halt machte. Nachdem ich meinen Durst gestillt hatte, füllte ich meinen Wasserschlauch auf und setzte mich in den Schatten einer nahen Hauswand. Aus meiner Bauchgegend drang ein tiefes Knurren, das mich daran erinnerte, dass meine letzten Mahlzeiten nicht gerade üppig ausgefallen waren. So nestelte ich den Beutel mit Trockenfrüchten von meinem Gürtel, griff hinein und schob mir gierig eine Handvoll Früchte in den Mund. Genüsslich kaute ich darauf herum.

Rosa hatte Aprikosen, Äpfel, Feigen und Datteln hingegeben und für jemanden, der seit Wochen nur hartes Brot und Wasser als Nahrung bekommen hatte, schmeckten sie nicht nur köstlich, sondern kamen einem Festmahl gleich.

Ich nahm mir Zeit, den kleinen Platz genauer in Augenschein zu nehmen. Mittlerweile musste ich ein gutes

Stück vom Hafen entfernt sein. Die Straße zwischen den weiß gekalkten Häusern war, bis auf eine kleine Gruppe von Seeleuten, menschenleer. Da ich von den Männern um keinen Preis angesprochen werden wollte, stand ich auf. Ohne die Gruppe eines Blickes zu würdigen, brachte ich mein Kleid in Ordnung und hoffte, dass mich die Kerle in derselben Weise ignorierten, wie ich es mit ihnen tat.

Mein Wunsch sollte leider nicht in Erfüllung gehen.

Zwei stämmige Exemplare lösten sich aus dem Pulk und kamen geradewegs auf mich zu. Links und rechts von mir blieben sie stehen. Der Linke, ein Rothaariger mit sommersprossigem Pferdegesicht, packte meinen Oberarm. Er zog mich dicht an sich heran.

„Na, Püppchen, so ganz allein auf dieser schönen Welt?“ Jedes einzelne Wort trieb mir eine Wolke schlechten Atem ins Gesicht. „Möchtest du, dass wir dir ein bisschen Gesellschaft leisten?“

Wortlos schüttelte ich den Kopf und versuchte mich aus seinem klammernden Griff zu winden. Der Rechte, ein kleiner, kräftiger Blonder umfasste meine Taille.

„Sieh an, die Kleine spricht anscheinend nicht mit jedem. Wir sind ihr wohl nicht gut genug. Wartet wohl auf einen Edelmann“, höhnte er und hob in einer verächtlichen Geste meinen Rock an.

„Vielleicht ist sie auch bloß schüchtern“, gab der Rote zurück.

Der Blonde grinste. „Wer wird sich denn so zieren?“ Sein Gesicht kam näher, seine Hände machten sich an meinem Ausschnitt zu schaffen und entblößten meine Schulter, bevor ich seine von einem filzigen Vollbart bedeckten Lippen auf meiner Haut spürte. Ekel stieg in mir auf, offensichtlich hielten mich die Männer für eine Hure.

Ich drückte den Vollbärtigen von mir weg und spuckte ihm ins Gesicht. Postwendend traf mich eine Ohrfeige, die meinen Kopf schmerzhaft gegen die Schulter des

Pferdegesichtigen prallen ließ.

„Dem Miststück fehlt es noch an Manieren“, blaffte der Blonde und stieß mich in die Arme seines Begleiters.

„Die können wir ihr beibringen, Schätzchen!“, erwiderte der Rothaarige. Er packte mich bei den Schultern, drückte mir seinen Unterarm vor die Kehle und presste mich mit dem Gewicht seines Körpers gegen die Hauswand, während seine Hand bereits den Weg unter meinen Rock suchte.

Ich bekam kaum noch Luft, aber noch schlimmer als das, waren die schwieligen Finger, die sich gierig an der Innenseite meiner Schenkel hocharbeiteten. Ich presste meine Beine zusammen.

Sein Arm löste sich von meinem Hals, wenigstens konnte ich wieder frei atmen. Der Blonde trottete zurück zu seinen Leuten, anscheinend hatte er zu Gunsten seines pferdegesichtigen Begleiters die Segel gestrichen. Auch wenn meine Chance verschwindend gering war, mit heiler Haut aus dieser Sache herauszukommen, so musste ich zumindest den Versuch wagen. Ganz gleich, was dieser Bastard auch in den nächsten Sekunden mit mir anstellte, ich zwang mich stillhalten, bis ...

Er drückte seinen Unterleib gegen meinen; sein feuchtwarmer, übelriechender Atem kam stoßweise über seine Lippen und streifte mein Ohr.

„Ich mag es, wenn du dich ein bisschen wehrst. Das zeigt mir, dass du nicht leicht zu haben bist“, stöhnte er erregt. Noch immer wagte ich nicht, mich zu rühren. Seine linke Hand war zu meinen Brüsten hinabgewandert und begann sie abwechselnd grob zu quetschen.

Ich nahm all meinen Mut zusammen, drehte mich um, lächelte ihm entgegen und zog mein rechtes Knie an. Seine hektisch tastenden Finger waren nun da, wo ich sie nie haben wollte. An seinem dreckigen Grinsen erkannte ich, dass er sich am Ziel wähnte. Gleich darauf zwangen sich zwei seiner Finger grob und rücksichtslos

in mich hinein. Ich hätte schreien können, doch ich tat es nicht.

„So ist es gut. Gleich bekommst du meinen Riemen. Sag mir, dass du es auch willst, Schätzchen.“ Lüstern grinsend zog er die Hand unter meinem Rock vor, leckte seine Finger ab und begann seine vor Dreck starrende Hose zu öffnen.

Ich lächelte erneut, diesmal vor Erleichterung und auch vor Dankbarkeit für diese Chance.

Mein Bein schnellte nach vorn und traf mein Gegenüber zielgenau in seine Kronjuwelen.

Meinem Peiniger fror das dämliche Grinsen in der Visage fest, bevor er sich mit beiden Händen in den Schritt fasste und mit einem undefinierbaren Laut vor mir auf die Knie sank.

„Aber nicht mit dir“, zischte ich und rannte los. Hinter meinem Rücken hörte ich eine besorgte Stimme rufen: „Portman, was ist los mit dir?“

„Scheiße, tut das weh. Das Dreckstück hat mich in die Eier getreten“, röchelte Portman.

Mit Genugtuung nahm ich das würgende Geräusch war, das folgte: Meinem vermeintlichen Freier war speiübel.

An der nächsten Kreuzung sah ich noch einmal zurück. Portman hockte immer noch auf dem Pflaster und übergab sich mit einer Inbrunst, als wolle er sich die Eingeweide aus dem Leib kotzen. Der vollbärtige Blonde deutete den übrigen Männern meine Fluchtrichtung an; die Gruppe setzte sich in Bewegung.

Ich lief so schnell ich konnte, wohin war mir für den Moment völlig egal. Instinktiv musste ich den Weg zum Hafen eingeschlagen haben. In den Gassen herrschte wieder das vertraute Gedränge und auch die umliegenden Gebäude kamen mir bekannt vor.

Ich rannte in einen der zahlreichen Hinterhöfe; ich benötigte eine dringend Verschnaufpause und ein Mi-

nimum an Schutz. Meine Lungen brannten vom Staub der Straße. Jeder Atemzug schmerzte, und ich verspürte das dringende Bedürfnis mich wenigstens ein paar Minuten lang auszuruhen.

Da ich es nicht wagte, mich zu setzen, lehnte ich mich mit der Schulter gegen die Hauswand und behielt weiterhin die Straße vor dem Hofeingang im Auge.

*Portman.* Der Name ging mir nicht aus dem Sinn. Der Blonde hatte den Vollbärtigen *Portman* genannt, da war ich mir absolut sicher. Und einer der Kerle, die bei Tagesanbruch den Pferdestall durchsucht hatten, trug denselben Namen. Unweigerlich musste ich an Little Fothergill denken.

Wie es dem Kleinen wohl in der Zwischenzeit ergangen war?

Ich beobachtete nun schon seit geraumer Zeit das Geschehen auf der Straße, doch bislang fehlte von meinen Verfolgern jede Spur. Anscheinend war es mir tatsächlich gelungen, die Männer abzuhängen und ich konnte mich wieder unters Volk mischen.

Gerade wollte sich ein Anflug von Erleichterung in mir breitmachen, als ich Portman und seinen pferdegesichtigen Begleiter am Ende der Straße entdeckte. Da ich nicht die geringste Lust verspürte, ihnen erneut in die Arme zu laufen, fiel meine Entscheidung im Sekundenbruchteil.

Links von mir lag der Eingang zu einem Gasthaus.

Ich stieß die Tür auf und flüchtete hinein.

Wenn Ihnen diese Leseprobe gefallen und Sie Lust auf die ganze Geschichte bekommen haben, dann lesen sie in wenigen Wochen weiter.

Der komplette Roman wird voraussichtlich ab Ende September bei Amazon als Taschenbuch sowie als eBook erhältlich sein.

Alle News zu meinen aktuellen Buchprojekten erfahren Sie auch auf meiner Website unter [www.sabine-reiff.com](http://www.sabine-reiff.com) oder besuchen Sie mich auf Facebook [www.facebook.com/sabine.reiff.16](https://www.facebook.com/sabine.reiff.16)